

Worte sind zu wenig

OPFER Entschuldigungen von Würdenträgern gibt es reichlich, doch Verantwortung übernimmt niemand. Nicht nur Einzelne haben versagt, sondern die Institution, kritisiert der Sprecher der missbrauchten Jesuitenschüler

Von Matthias Katsch

Im Laufe des Jahres 1991 bat ein deutscher Jesuitenpater, der zu dieser Zeit in Chile arbeitete, den Heiligen Vater darum, wieder in den Stand der Laien versetzt zu werden. Dazu formulierte er seinen ausführlichen Lebenslauf und erläuterte in einem persönlichen an den Papst adressierten Schreiben, weshalb er nicht mehr Priester sein könne. Detailliert beschrieb er, wie er sich seit seiner frühesten Jugend und dann während seiner Zeit als Ordensmann „in etlichen hundert Fällen“ an ihm anvertrauten Kindern in sadistischer Absicht vergangen hatte. Den Vorwand lieferte der pädagogische Kontext als Lehrer und Erzieher. Den Zugang zu seinen Opfern fand er erleichtert durch seine Autorität als Ordensmann und Priester.

Der damalige Provinzial der Deutschen Provinz der Jesuiten leitete diese Dokumente an die zuständigen Instanzen im Vatikan weiter. Mitte 2010 erklärte er zu seinem damaligen Verhalten: „Erst in der von ihm selbst geschriebenen Begründung für sein Laisierungsgesuch wurde mir klar, um welche Probleme es sich bei ihm handelte. Da ich jedoch als Provinzial an die strenge Geheimhaltungspflicht gebunden war, sah ich keine Möglichkeit, mich von mir aus an mögliche Opfer zu wenden. Heute wird diese Geheimhaltungspflicht anders beurteilt.“

Entgegen der üblichen Verfahrensweise verblieb eine Kopie des Laisierungsgesuchs in den Akten der Provinz in München, wo sie im Frühjahr des Jahres 2010 von der „Missbrauchsbeauftragten“ der Provinz, der Berliner Rechtsanwältin Ursula Raue, sowie von der mit einem Zweitgutachten betrauten einstige Bundesministerin Andrea Fischer eingesehen werden konnte.

In ihren Berichten kommen die beiden Ermittlerinnen zu der Feststellung, dass in diesem wie in zahlreichen weiteren untersuchten Fällen zu keinem Zeitpunkt eine Sorge für die Opfer in den Akten zu erkennen ist. Bei Ursula

Raue heißt es: „Die verfügbaren Zeugnisse belegen, wie vordringlich die Fürsorge für die Mitbrüder und der Schutz des Rufes der Einrichtung und des Ordens waren.“ Und weiter: „Der Eindruck drängt sich auf, dass sich die kirchliche Einrichtung mit ihren eigenen, spirituellen Erziehungs- und Bildungsidealen im quasi geschlossenen Raum glaubte genügen zu können.“

Fischer stellt knapp fest: „Der Jesuitenorden hat in den hier diskutierten Fällen sexuellen Missbrauchs als pädagogische Institution und als moralische Autorität versagt.“

Der ehemalige Provinzial schreibt in seiner Erklärung: „So kann ich sagen, dass ich auch hier die Opfer zu wenig im Blick hatte. Aus heutiger Sicht hätte ich damals unmittelbar nach Kenntnis der Darlegungen von Pater S. versuchen müssen, die Namen der Opfer

Der ständige Verweis der katholischen Würdenträger auf Missbrauch in Familie, Sportverein oder sonstigen Institutionen lenkt vom Wesentlichen ab.

zu erhalten und mich mit ihnen in Verbindung zu setzen. Dass ich dies nicht getan habe, bedaure ich sehr und bitte heute die Betroffenen um Verzeihung.“

So blieb es den Opfern vorbehalten, die Wahrheit ans Licht zu bringen. Als einige mutige Betroffene in Berlin zu sprechen begannen, setzten sie damit eine Welle von Offenbarungen über Fälle von sexueller Gewalt in Gang. Der Rektor des Kollegs schrieb einen Brief an die ehemaligen Schüler, die Presse berichtete, immer neue Einrichtungen mit immer neuen Opfermeldungen beherrschten wochenlang die Schlagzeilen. Jahrzehnte nach der Tat und nachdem die Verantwortlichen auf eine Aufdeckung verzichtet hatten, muss sich die Kirche nun mit Hunderten, wahrscheinlich Tausenden Opfern von sexueller Gewalt in ihren Einrichtungen befassen.

Schlagartig wurde in der deutschen Öffentlichkeit, aber auch in der Fachwelt deutlich, dass man Jungen als Missbrauchsoffer in dieser Dimension und in diesem Kontext so bisher nicht wahrgenommen hatte. Diese Jungen waren Opfer zweier Verbrechen geworden, die nacheinander verübt wurden: der sexuellen Gewalt, die ihnen von Priestern angetan wurde, und der Verheimlichung und Vertuschung durch die Institutionen. Pater S. etwa wurde von Berlin nach Hamburg, von dort in den Schwarzwald, weiter nach Mexiko und Chile versetzt, ohne dass seinem Treiben ein Ende gemacht wurde. Schließlich verließ er Priestertum und Orden und konnte für eine kirchliche Organisation 20 Jahre unbehelligt durch Lateinamerika reisen.

Konsequenter Täterschutz

Rätselhaft mag das jahrzehntelange Schweigen der männlichen Opfer katholischer Priester erscheinen. Dieses Schweigen wird verständlicher, wenn man sich die Perspektive der kindlichen Opfer vergegenwärtigt, die „im Namen des Herrn“ missbraucht wurden: Aus ihrer Sicht standen die Jungen danach einer hermetischen, übermächtig erscheinenden Organisation mit autoritärem Duktus gegenüber, die alles in ihrer Macht Stehende tat, um zu verhindern, dass bekannt wurde, was geschehen war. Selbst wenn die Opfer versuchten zu sprechen, wie 1981 in einem Brief von Jugendlichen an Ordensleitung und Erzbischof in Berlin, blieben sie ungehört.

Keine andere Organisation oder Institution hätte jemals ein derart konsequentes „Täterschutzprogramm“ praktizieren können, wie es die katholische Kirche auch in Deutschland über Jahrzehnte bis 2010 getan hat: Die Täter (Priester) wurden geschützt. Die missbrauchten Kinder vergessen. Die Täterakte wurden nach Rom geschickt, wo sie bis heute vertraulich von den vatikanischen Archiven aufbewahrt werden. Dort liegen sie zusammen mit Fällen aus aller Welt.

Diese Vertuschung möchte die katholische Kirche allerdings nur ungern thematisiert sehen. Ihre Vertreter sprechen auch heute noch von Einzelfällen und möchten jetzt sehr gern sehr viel für die Prävention, also die Zukunft

tun. Zurückschauen möchten sie nicht. Und wie die katholische Kirche auf die Forderungen der Missbrauchsoffer, die sich bei ihr melden, eingehen will, hat die Deutsche Bischofskonferenz als oberste nationale Leitung der katholischen Kirche bis heute – ein Jahr nach Bekanntwerden der Missbrauchsfälle – nicht einmal ansatzweise erklärt.

Während es rasch Entschuldigungen von kirchlichen Würdenträgern gab, fehlt bis heute in diesen Erklärungen ein Wort: Verantwortung. Wer übernimmt die Verantwortung für das Vertuschen der Taten, sodass die Opfer im Dunkeln gelassen wurden? Wer übernimmt Verantwortung dafür, dass viele Opfer durch rechtzeitiges Handeln hätten vermieden werden können? Wer übernimmt die Verantwortung für die beschädigten Leben, die auch nach der Enthüllung mit den Beschädigungen weiterleben werden müssen? Schuld haben die Täter, doch wie sieht es mit der Institution aus?

Der Katechismus der katholischen Kirche beschreibt den Zusammenhang zwischen Schuld und Genugtuung. Früher bezeichnete man diese als „Bußwerke“. Genugtuung stellt den Versuch dar, die Sündenfolgen zu beseitigen. Die Opfer erwarten mit Recht eine Genugtuung für das Versagen einer Institution, die sie nicht beschützt hat, als es darauf ankam – und die anschließend alles dafür getan hat, damit ihnen jede weltliche Gerechtigkeit versagt bleibt.

Papst Johannes Paul II. hat für das Versagen einer Institution oder Gesellschaft den Begriff der „strukturellen Sünde“ eingeführt – gemünzt allerdings auf die Schreckenregime Lateinamerikas und die Auswüchse eines Raubtierkapitalismus. Eine Anwendung dieser Sicht auf ihr eigenes Versagen verweigern die Verantwortlichen in der Kirche bisher. Wer denkt da nicht sogleich an das Bild vom Balken und dem Splitter im Auge?

Stattdessen versteckt sich die Kirche an Runden Tischen zwischen Vertretern von Sportverbänden und Organisationen aller Art und betont die zahlenmäßige Überlegenheit des Missbrauchs im familiären Kontext. Belastbare Zahlen zu dieser Behauptung liegen jedoch noch gar nicht vor.

Entgegen der allgemeinen Vermutung gibt es keine Instanz, die eine systematische Übersicht zu den Meldungen des vergangenen Jahres erstellt oder dies plant: Die bundesweit ohne jede Koordination und fachlichen Austausch parallel arbeitenden telefonischen „Hotlines“ von Kirche und Staat (also vom Sonderbeauftragten der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Ackermann, beziehungsweise der Unabhängigen Beauftragten für sexuellen Kindesmissbrauch der Bundesregierung, Christine Bergmann) arbeiten „streng anonym“. Hier kann und darf man keine Namen nennen. Niemand interessiert sich hier für die konkrete Aufarbeitung der Meldungen. Es wird ausschließlich anonym „seelsorgerisch betreut“ oder weitervermittelt (Kirche), oder es kann eine „Botschaft an die Politik“ hinterlassen werden (Staat). Eine konkrete Bearbeitung der Missbrauchsvorfälle findet nicht statt.

Der ständige Verweis der katholischen Würdenträger auf Missbrauch in Familie, Sportverein oder sonstigen Institutionen lenkt von einem ganz wesentlichen und empörenden Sachverhalt ab: Missbrauchstäter im familiären Umfeld oder im Sportverein haben nämlich – anders als Priester – keine Organisation hinter sich, die sie bei drohendem Bekanntwerden der Taten



Matthias Katsch, Jahrgang 1963, war Schüler der Berliner Jesuitenschule Canisius-Kolleg und gehört zu den Missbrauchsoffern der Siebzigerjahre. Er veranlasste mit zwei anderen Betroffenen den Rektor der Schule im Januar 2010 zur Bekanntmachung der Missbrauchsfälle. Katsch hat die Gruppe „Eckiger Tisch“ gegründet (www.eckiger-tisch.de), die sich seit Februar 2010 für die Interessen der Opfer von sexuellem Missbrauch an Jesuitenschulen engagiert. Er arbeitet als Managementtrainer und Dozent.

schützt, sich hinter sie stellt und sie an andere Orte versetzt, wo sie wiederum Missbrauchstaten begehen können. Es ist von keiner anderen Institution bekannt, dass sie ihre Mitglieder vorbehaltlos auch in den gravierendsten Fällen von Verbrechen („Ich habe in etlichen hundert Fällen Kinder und Jugendliche missbraucht“) lebenslang deckt, schützt und in ihren Reihen versteckt. Heute wissen wir, dass die katholische Kirche in den Reihen ihrer Priesterschaft sogar psychisch kranke Serientriebtäter über Jahrzehnte gewähren ließ und die Straftaten bis zum heutigen Tage „streng vertraulich“ behandelt.

Normalerweise sind die Opfer einer Straftat nicht gezwungen, diese auch noch selbst aufzuklären. Im Fall der Missbrauchsoffer der Kirche hat es den Eindruck, als müssten sie sich auch noch selbst die notwendige Hilfe und Unterstützung organisieren, die sie zum Weiterleben brauchen. Bis heute, zwölf Monate nach der Aufdeckung, hat die Institution Kirche ihre erschrockene Sprachlosigkeit noch nicht überwunden, um die Opfer zu fragen: Was braucht ihr? Was hilft euch? Was möchtet ihr? Nachdem sie sich als Erwachsene ihren Lebensverletzungen gestellt haben, müssen sich viele Betroffene weiterhin mit „Bordmitteln“ selbst aus dem Sumpf ziehen. Hilfe bei der Bewältigung wird nur in unsystematischer Art und Weise für Therapien und „auf Antrag“ gewährt. Jeder Orden, jedes Bistum handelt nach eigenem Gutdünken. Ein gemeinsames Vorgehen ist nicht zu erkennen. Die Opfer werden gezwungen, sich ausgerechnet an die Institution zu wenden, die ihre Beschädigungen verursacht hat.

Geld und Genugtuung

Die Opfer von sexueller Gewalt in kirchlichen Einrichtungen brauchen eine unabhängige Anlaufstelle, die als Clearingstelle fungiert und an die sie sich zur Unterstützung wenden können, wenn sie etwa Hilfe und Unterstützung brauchen bei der Aufklärung und Aufarbeitung „ihres Falles“ oder um geeignete Therapieangebote zu finden. Die bisherigen isoliert arbeitenden „Missbrauchsbeauftragten“ sind dazu häufig fachlich nicht in der Lage und vor allem nicht in der geeigneten Position, um bei Betroffenen Vertrauen zu erwecken.

In der Frage der Entschädigung der Missbrauchsoffer kann sich die Institution Kirche in Deutschland zu nichts durchringen. Es blieb bisher vor allem bei wiederholten Beteuerungen, dass Geld die zugefügten Schäden nicht beseitigen könne. Das aber wollen die Betroffenen von einer Institution, die endlich mit Taten zu ihrer Verantwortung stehen soll, nicht länger hören.

Über die Höhe der geforderten Entschädigung haben viele Betroffene klare Vorstellungen: Es soll sich um einen Betrag handeln, mit dem die Betroffenen für sich etwas Sinnvolles bewirken können. Da sie wissen, dass sie sich mit Geld weder ihr bisheriges beschädigtes Leben wiederholen können noch die zugefügten chronischen Schäden loswerden, sollten sie die Möglichkeit haben, sich auf Grundlage der finanziellen Entschädigung in kompensatorischer Weise eine andere Hilfe für ihr restliches Leben zu ermöglichen. Einig sind sich viele Betroffene darin, dass diese finanzielle Genugtuung nicht in der Zahlung eines Monatsgehalts bestehen kann.

Der mutigen Initiative der (männlichen) Betroffenen von Missbrauch durch katholische Priester ist es zu verdanken, dass wir jetzt diese Debatte führen können. Diese Männer haben sich klar und deutlich zu Wort gemeldet und über die Lebensschäden berichtet, die ihnen zugefügt wurden. Es bestehen keine Zweifel daran, dass diese Missbrauchstaten stattgefunden haben. Viele Täter sind bereits bekannt. Einige haben ihre Taten bereits eingestanden.

Das alles sind ideale Voraussetzungen dafür, das Anliegen dieser Männer jenseits der Lebensmitte endlich zügig zu bearbeiten und ihnen eine angemessene Entschädigung zu gewähren, damit sie endlich zur Ruhe kommen und versuchen können, ihren Frieden damit zu finden, was ihnen angetan wurde. Doch darauf warten sie auch noch ein Jahr, nachdem sie den Mut gefunden haben zu sprechen, vergeblich.

„Sprechen hilft“, so lautete das Motto der Aufklärungskampagne der Bundesregierung. Das stimmt. Aber Worte allein helfen nicht.



ABBILDUNGEN: „WARUM ICH PATER PIERRE GETÖTET HABE“ VON OLIVIER KA, ILLUSTRIRT VON ALFRED/CARLSEN VERLAG GMBH; FOTO: MICHAEL SOHN/DDP